

Prolog

Wie konnte es nur so weit kommen?

Die Frage – immer wieder dieselbe Frage. Egreeo wusste nicht, wie oft sie ihn gepeinigt hatte. Hundert Mal, Tausend Mal. Hundert und Tausend Mal. Längst war nichts mehr von ihm übrig als diese Frage. Sein ganzes Trachten und Sinnen war eins geworden mit ihr. Sein ganzer Schmerz.

Wie konnte es nur so weit kommen?

Auch an Egreeos letztem Morgen drehte sich sein Denken in endlosen, sterbensmüden Kreisen um das Gestern und das Heute: das Verlorene und das Verhöhnnte; die Schuld und die Reue und der Schrecken, der die Welt verschlang. Seine Welt und die von allen Menschen, die jemals sein Herz berührt hatten.

Wie konnte es nur so weit kommen?

Er stand am Fenster seines Studierzimmers und sah der Sonne dabei zu, wie sie über den Rand des Horizonts kletterte. Vor vielen Jahren schon hatte man ihm Gemächer weit oben im nordöstlichen Turm zugewiesen, wie es sein Wunsch gewesen war. Die wenigsten hatten verstanden, warum er diese Wohnung auch dann noch behielt, als er die unzähligen Stufen, die er zu bewältigen hatte, nurmehr mit gekrümmtem Rücken und gichtigen Gliedern hinaufhumpeln konnte. Doch seine Zimmer verfügten über drei Fenster, die in drei Himmelsrichtungen wiesen; sie boten einen Ausblick, für den Egreeo – dessen Augen von dem Verfall des Greisenalters verschont worden waren – die tägliche Mühsal gerne in Kauf nahm.

Es war dieser Ausblick, der ihn immer wieder aufs Neue gelehrt hatte, die Welt zu lieben.

Wandte er sich nach Norden, sah er die Taimatan-Berge und die Ausläufer der Liliensümpfe. Im Westen schaute er über die Stadt hinweg und konnte an klaren Tagen die stolzen, harschen Wälder der Mark Brandenwall erkennen. Im Osten schließlich erblickte er, zwischen zwei anderen Türmen hindurch, den Zentir, der auf seinem Weg zum Meer die karge Ebene durchschnitt, die sich zwischen der Reichsgrenze und Mandurien erstreckte. All diese Schönheiten boten sich ihm in tausenderlei Gestalt dar: Wenn der Wind schwere Sturmwolken übers Land peitschte; wenn der Schnee wirbelte und die Wildnis noch leerer und stiller machte; wenn die Sonne ungehindert ihre Strahlen zur Erde sandte und die Luft so rein war, dass man meinte, die fernste Ferne mit den Fingerspitzen berühren zu können.

Und die Schönheiten der Dunkelheit überboten noch jene des Lichts: Sah er in klaren Nächten durch das Nordfenster, dann eröffnete sich ihm der Blick auf einen Sternenhimmel, weit wie die Ewigkeit selbst. Wurde Egreeo von Schlaflosigkeit geplagt – und seit langem kannte er keinen friedvollen Schlummer mehr –, so sagte er sich, dass das Grauen, das ihn heimsuchte, irgendwann einmal vergessen wäre. Und dass es dann noch immer Menschen gäbe, die den Blick zum Himmel richten und in den Sternen den Abglanz ihrer eigenen Seele erkennen würden.

Das war sein ganzer Trost. Die letzte Hoffnung, die ihm geblieben war.

Egreeo stützte sich auf dem breiten, gemauerten Fenstersims ab. Bald schon würde er dem Ruf seines Schülers und Herrn folgen müssen. Aber vorher blieb ihm Zeit, Abschied zu nehmen von der Stadt, die im blauen Dämmer vor ihm lag und ein halbes Jahrhundert lang seine Heimat gewesen war.

Noch heute vermochte er, in seinem Herzen die Verwunderung zu finden, die ihn ergriffen hatte, als er Ahekris zum ersten Mal betrat. Natürlich wusste Egreeo nicht mehr mit Gewissheit zu sagen, was er sich von der Kaiserstadt erwartet hatte. Ganz sicher jedoch nicht dies: eine Ansammlung bunter Holzhütten, die sich über viele Meilen hinzog. Die Häuser waren meist einstöckig und in Rot, Blau, Blassgelb oder Ockerbraun gestrichen. Sie hatten spitze Giebeldächer, ruhten auf Steinfundamenten und waren ohne erkennbare Ordnung übers Land verteilt. Manchmal standen ein, zwei Handvoll Hütten dicht aneinandergedrängt; manchmal war der Abstand zwischen den Gebäuden so groß, dass die Leute Gärten und Felder rund um ihr Heim angelegt hatten. Ja, es gab Gärten und Felder, Wiesen und Weiden – wo Pferde, Kühe und Ochsen grasten – und sogar Wald in Ahekris! Von wenigen Pflasterstraßen abgesehen, verbanden Wege aus gestampfter Erde die einzelnen Höfe und Ansiedlungen. Zahllose Tümpel und Teiche überzogen das Stadtgebiet, so wie winzige Warzen die Leiber der Kröten bedeckten, die in jenen Gewässern lebten.

Egreeo erinnerte sich gut daran, wie er den Ring der Schutzwälle und Palisadenzäune durchschritt, der Ahekris umgab, und einen Moment innehielt, um die merkwürdige Stadt zu betrachten. Konnte es sein, dass *das* die kaiserliche Residenz war? Vermutlich war diese Frage schon vielen Besuchern vor ihm durch den Kopf gegangen. Aber da bestand kein Zweifel. Denn am Nordrand von Ahekris erhob sich der Kaiserpalast. Wie ein vom Himmel gefallener Komet ragte das gewaltige Gebäude über dem flachen Land und den bunten Hütten auf: fremd, fast widersinnig in dieser Umgebung.

Und auch daran erinnerte sich Egreeo: Dass er später oft darüber nachgrübelte, ob diese schlichte, abgeschiedene Geruhsamkeit vielleicht der Grund dafür war, dass selbst Gelehrte wie er nur eine unklare Vorstellung von der Wirklichkeit der Reichshauptstadt hatten. Sie passte so wenig zu den Geschichten, die Ahekris umflorten.

Mandris war der kalte Prunk von Marmorpalästen, eine Geometrie säulengesäumter Prachtstraßen; die Perle atmete die Poesie des Unvollendeten; Syrathanis barg ein Gewirr aus steilen, engen Gassen, wo das Leben in Lumpen tanzte; Ahekris hingegen war – die Legende seiner Gründung.

Zum Wesen der Legenden gehörte, ein unentwirrbares Gespinnst aus Wahrheit und Lüge zu weben. Diese hier machte keine Ausnahme. Egreeo hatte nie vermocht – bis heute nicht –, das Geheimnis ganz zu durchdringen, welches die ahekrische Reichsgründung umgab. Eines aber begriff er bei seinen Studien in der kaiserlichen Bibliothek, begriff es allzu gut: So wie im Herzen des Labyrinths das Schwarze Einhorn wohnte, zierten Krone, Zepter und Hermelinmantel ein blutiges Greuel.

Es zeigte die verzerrten Züge des größten Helden, den Ebera jemals gekannt hatte.

Und wie so oft dachte Egreoo auch jetzt, da er am Fenster stand und den Sonnenaufgang betrachtete, an jene Legende. Mit einem gequälten Widerwillen, einer bitteren Zwanghaftigkeit dachte er an sie: Als wäre in ihr – irgendwo zwischen Traum und Stolz und Niedergang – die Antwort auf seine Frage verborgen, jene *eine* Frage: *Wie konnte es nur so weit kommen?*

Bald vierhundert Jahre war es her, dass Elgart in der Ödnis der späteren Windmarken geboren wurde. Der Gründer des ahekrischen Reiches kam als Sohn wohlhabender Bauern zur Welt; er war eines von dreizehn Kindern, so hieß es. Früh lief er von zuhause fort. Er verdingte sich als Söldner, bot seinen Schwertarm an wie eine Hure ihren Schoß, soff und fluchte und prügelte sich einem frühen, einsamen Grab entgegen. Dann, eines Nachts, hatte er im Traum eine Vision. Er sah sich selbst als Aussätzigen, die Haut schwarz von Fäulnis und Eiter; und er begriff, dass jedes einzelne der Geschwüre und Pusteln, die seinen Leib verwüsteten, eine der Sünden war, die er in seinem Leben begangen hatte.

Da wurde Elgart von Angst und Reue ergriffen. Er fiel auf die Knie und flehte die Götter an, sie möchten ihm vergeben. Er betete und betete, während die Würmer schon begannen, ihn aufzufressen. Zunächst antwortete ihm nur Stille. Doch dann wurde er von gleißendem Licht erfasst. Und eine Stimme sprach: „So wie ich dich reinige, wirst du mein Land reinigen!“ Das Licht wurde zu Feuer; es umhüllte und verbrannte ihn. Und in der Qual der Flammenbrunst begriff er, dass es Elaah selbst war, der sich ihm offenbart hatte.

Als er am Morgen erwachte, wusste Elgart, wozu er berufen war.

Damals war Mandurien ein mächtiges Reich, das sich über die Gebiete erstreckte, die heute zu Ahekrien und Gythania gehören. Aber Hartrad, der letzte mandurische König, hatte sich von seinen Beratern zum Hochmut verführen lassen. Sein Versuch, die Steppen des hohen Nordens – mit ihren unermesslichen Vorräten an Kohle, Erz und Gold – dem iskrischen Einfluss zu entreißen, endete in einer Katastrophe. Nach einer Dekade des Krieges waren die Schatzkammern leer. Eine Hungersnot verheerte das Land. Viele Tausend Männer waren gestorben, viele Tausend Frauen verwitwet, viele Tausend Kinder verwaist. Und noch immer flatterte das iskrische Banner über ungezählten Festungen und den Minen und Bergwerken, die sie bewachten. Endlich befahl der König den Rückzug. Zu spät, wie sich bald herausstellte. Denn seine erschöpften, gedemütigten Armeen waren zu schwach, um dem neuen Feind zu begegnen, der das Land nun bedrohte.

Die Warek – die man in jener Zeit freilich nicht so nannte – erkannten die Schwäche Manduriens. Lange, bevor man Hartrad die Krone aufs Haupt gesetzt hatte, waren sie vor dem iskrischen Vormarsch nach Süden geflohen. Am Ende suchten sie Schutz in den gewaltigen Wäldern, die damals als Bollwerk zwischen den Mächten des Nordkontinents dienten. Kaum ein Mensch hatte je seinen Fuß in dieses dunkle Tannicht gesetzt. Und dort, in der Wildnis, vollzog sich eine Verwandlung. Aus den friedlichen Hirten, die nicht einmal versucht hatten, das Land ihrer Väter gegen die iskrischen Eroberer zu verteidigen, wurden grausame, räuberische Krieger. Nun überfielen die Warek die Siedlungen, die ihren

Wäldern am nächsten lagen. Sie mordeten, plünderten, schändeten und brandschatzten. Je mehr Blut sie vergossen, desto mehr Blut begehrten sie. Unaufhaltsam zogen sie nach Süden, der Hauptstadt entgegen.

Indessen saß König Hartrad in seinem Palast, rang die Hände, betrank sich bis zur Besinnungslosigkeit und tat – nichts. Es schien nur eine Frage der Zeit, bis Mandris fallen würde.

Doch dann kam Elgart. Er scharte Männer um sich. Zunächst zehn. Dann hundert. Schließlich tausend. Seine Männer, das waren Säufer, Schläger, Diebe, Hurenböcke, Hungerleider. Kaum einer hatte je ein Kettenhemd getragen oder ein Schwert geführt. Mit diesem zerlumpten Zug trat Elgart den Warek entgegen.

Während die Soldaten von König Hartrad ihre verbliebenen Stellungen räumten und Chaos und Panik um sich griffen, marschierte er nach Norden.

Während sich diejenigen, die das Reich hätten beschützen sollen, gemeinsam mit Bauern, Fischern und Handwerkern hinter den Mauern von Mandris verschanzten, suchte er den Kampf. Und tat das Unmögliche.

Elgart schlug sie zurück, die Horden der blutgierigen Wilden. Obwohl die Seinen hoffnungslos in der Unterzahl und miserabel ausgerüstet waren. Diejenigen, die mit ihm zogen, berichteten später, ihr Anführer habe keine Angst gekannt. Kein Zaudern und kein Wanken. Er sei in die Schlacht gegangen, als wäre sein Fleisch aus Stahl geschmiedet. Und tatsächlich war es, als könnten ihm die Äxte, Speere und Bögen seiner Feinde nichts anhaben. So stark war Elgarts Wille, so erbarmungslos seine Zuversicht, dass diejenigen, die ihm folgten, gar keine *Wahl* hatten, als zu siegen. Und das taten sie.

Anfangs sprach man von der „Armee der Bettler“ und ihrem „Lumpengeneral“. Dann, als das ahekrische Reich bereits geschmiedet und Elgart zum Kaiser von Göttlichen Gnaden gekrönt war, fand man einen anderen Namen für jenen gänzlich unwahrscheinlichen Kriegszug. Es war ein geziemender Name, der Gelehrten und Barden gleichermaßen gefiel; ein Name, den man mit großem Federschwung niederschreiben konnte und der zu ehrfurchtsvollem Flüstern ebenso wie zu Triumphgesängen einlud. *Der Marsch der Tausend*, so nannten sie das Ereignis, mit dem die Morgenröte Ahekriens hereinbrach.

Allein Elgart war nicht zufrieden damit, die Warek zu vertreiben. Im Lauf der Zeit fand er heraus, dass seine Feinde ihre fremden, nichtswürdigen Steppengötter mitgebracht hatten. Sie riefen Wesenheiten an, die sie als Feuermutter, Erdkönig oder Windreiter bezeichneten; Wesenheiten, die Odhan Talangan, Uular Angh oder Unach Agar Ba-at hießen. Wenn sie zu diesen Wesen sprachen, bedienten sie sich eines kehligen Singsangs, dessen Klang ausreichte, um Elgart vor Wut erbeben zu lassen.

Da begriff er, was Elaah in Wahrheit von ihm verlangt hatte, in jener Nacht, als er sich seiner Sündhaftigkeit und Schwäche erbarmte. *So wie ich dich reinige, wirst du mein Land reinigen!* – der Auftrag der höchsten Gottheit hatte nicht darin bestanden, Mandurien vor dem Ansturm der Warek zu retten. Nein, das war nur der Anfang gewesen; etwas

Nebensächliches, beinahe Zufälliges. Worum es wirklich ging, war, Ebera im Glauben an Elaah zu einen und alles auszumerzen, was Falschheit, Ketzerei, Götzendienst war!

So kam es, dass Elgart eines Tages – da hatte er bereits mehr Land erobert, als König Hartrad je beherrscht hatte – sämtliche Gefangenen zusammentrieb, die er über viele Schlachten und Scharmützel hinweg und bei manchem Überfall auf Feindessiedlungen gemacht hatte. Er fragte die Warek, ob sie bereit wären, ihren falschen Göttern abzuschwören und von nun an Elaah zu dienen. Aber seine Gefangenen taten, als verstünden sie nicht, was man von ihnen wollte; als wüssten sie nicht einmal, was „Götter“ und was „Glaube“ bedeuteten. Elgart sah, dass diese stinkenden, erbärmlichen Kreaturen es wagten, ihn, nein: Elaah!, zu verhöhnen und wurde von heiligem Zorn ergriffen. Er ließ die Wilden niedermachen, Männer und Frauen, Greise und Kinder, ohne Ausnahme, ohne Gnade.

Der Ort, an dem dies geschah, war eine kleine, unbedeutende Garnison im Nirgendwo. Doch Elgart, der spürte, dass er jetzt endlich den Willen der höchsten Gottheit tat, befahl, dass hier eine Stadt errichtet werden sollte. Nicht irgendeine Stadt; die Hauptstadt des Reiches, das er erschaffen würde. Während er loszog – aus den Tausend, die ihm anfangs folgten, waren längst Zehntausende geworden –, um Könige und Fürsten seinem Willen zu unterwerfen, verscharrte die Besatzung jenes verlorenen Außenpostens die Leichen der Warek. Und während die Lande, durch die Elgarts Armee marschierte, im Licht der Scheiterhaufen erglühten, hallten Axthiebe durch die schier endlosen Wälder, welche die Ebenen des Nordens bedeckten und der zukünftigen Stadt den Namen gaben; nach dem altmandurischen Wort für Birke: *Ahégrai*.

Das war sie, die Legende von Elgart dem Unbesiegtten. Hatte es sich wirklich so zugetragen, wie sie erzählte? Wer vermochte das zu sagen? Sicher war, dass es im heutigen Ahekris einen großen Platz gab, den *Platz des Opfers*. Die Einwohner der Stadt dachten, der merkwürdige Name des Platzes rühre daher, dass um ihn herum die Tempel standen, in denen Elaah, Sorin, Hekir und Thaala angebetet wurden. Egreeo wusste es besser. Er wusste, dass Ahekris auf den Knochen der Hingeschlachteten erbaut war.

Von seinem Fenster aus konnte er ihn sehen, diesen Platz. Er wunderte sich, dass ihm die Stadt dennoch so sehr ans Herz gewachsen war, dass er sie um keinen Preis hätte verlassen mögen. Selbst dann nicht, wenn seine mürben Glieder es zugelassen hätten.

Damals, als Kaiser Bechtol der Vierte ihn gerufen hatte, waren seine Gefühle freilich anderer Art gewesen. Egreeo hatte nicht die geringste Neigung verspürt, das Kloster Winderling zu verlassen, in dem er seit seinem dreizehnten Jahr lebte. Er war als jüngster Sohn eines einfachen Ritters geboren, dessen Gut bei Tyrgart lag. Von frühester Kindheit an hegte er eine Begeisterung für Philosophie und Naturkunde, die seinem Vater unheimlich war. Und als er heranwuchs, regte sich der Wunsch in ihm, Sorin zu dienen. Da er keinerlei Befähigung zur Kriegskunst erkennen ließ und es schwer genug war, ein Auskommen und geeignete Frauen für seine Brüder zu finden, zeigte sich der alte Ritter geneigt, diesen Wunsch zu erfüllen. Was

lag also näher, als Egreeo in die Obhut der Mönche zu geben, die am Rand der Fokris-Berge ein weithin bekanntes Kloster bewohnten? Die Adeligen der Gegend schickten dem Kloster manchmal Wägen mit Wein, Bier oder Getreide, und als sein Vater das nächste Mal eine Schenkung machte – zwischenzeitlich waren einige Briefe zwischen ihm und dem Vorsteher des Klosters hin- und hergegangen –, begleitete Egreeo die Diener auf ihrer Fahrt.

Längst verblasst war die Erinnerung an den Landsitz, wo er seine Knabenjahre verbracht hatte, an die Wälder und Seen, die ihm als Erstes den Zauber von Elaahs Schöpfung offenbarten; längst verblasst auch die Erinnerung an den Vater, die Mutter, die Brüder und Schwestern. Doch noch immer spürte Egreeo die Aufregung und Freude, die ihn ergriffen hatten, als die düster-ehrwürdigen Mauern von Winderling aus dem Frühlingsnebel aufragten und die Ochsen begannen, den Wagen hügelan zur Pforte des Klosters zu ziehen. Ja, Aufregung und Freude! Die Vorstellung, den Rest seines Lebens zurückgezogen hinter jenen Mauern zu verbringen, hatte keine Beklemmung in seinem Herzen erweckt, keine Furcht vor Versäumnissen.

Und tatsächlich waren die zwanzig Jahre, die er auf Winderling lebte, eine gute Zeit gewesen. Egreeo lernte, die Geborgenheit des Konvents zu lieben. Tagaus, tagein, winters wie sommers widmete er sich dem Gebet, dem Studium der Bücher und der Natur – Pflanzen und Tiere, Winde und Gestirne faszinierten ihn gleichermaßen –, den gelehrten Diskussionen mit seinen Brüdern, der Arbeit im Garten und in der Küche; und nicht eine Stunde war vergeudet! Bald schon begann er, eigene Abhandlungen zu verfassen, und bald schon wurde er eingeladen, andere Klöster und Tempel zu besuchen, um seine Erkenntnisse weiterzugeben.

Eine dieser Reisen führte ihn sogar nach Dohlravan, zum benorischen König. Dort durfte er die Hofmedizi in der Heilwirkung von Steinschweiß unterweisen – ein graues Kraut mit bläulichen, tropfenförmigen Blüten, das am Felsen wuchs und, wie Egreeo durch Zufall herausgefunden hatte, selbst fortgeschrittene Entzündungen hemmte, sodass manch ein Kranker mit dem Leben davonkam, manch einem Verwundeten die Amputation erspart blieb. Und eine seiner Schriften, in welcher er der Frage nachging, ob die Untersuchung von Phänomenen aus dem Tier- und Pflanzenreich – etwa die Art, wie Bienen ihre Waben bauen –, Aufschluss über die göttliche Ordnung verhielt, wurde von Kibeidon, dem großen gythanischen Philosophen, einer wenngleich kritischen Antwort gewürdigt.

Natürlich freuten Egreeo diese Erfolge. Zugleich jedoch spürte er, dass in ihm die Versuchung wuchs, auf seine weniger begnadeten Brüder hinabzublicken. Er erschrak vor der eigenen Hoffart; inständig bat er Sorin um das Geschenk der Demut. Dann aber erhielt er einen Brief, verfasst von des Kaisers eigener Hand, in dem Bechtol ihn aufforderte, nach Ahekris zu kommen: Prinz Winand, der Thronerbe, hatte sein drittes Lebensjahr vollendet und benötigte einen Lehrer.

Trotz allem hätte sich Egreeo nie träumen lassen, dass die Kunde seines Ruhmes bis in die Hauptstadt vorgedrungen wäre. Es kam ihm vor, als wollten die Ewigen sein Ringen um Genügsamkeit verspotten. Gerne hätte er dem Kaiser zurückgeschrieben, es müssten sich doch geeignete Männer für diese höchst ehrenvolle Aufgabe finden lassen. Aber natürlich

widersprach man nicht dem Wunsch einer Majestät von Göttlichen Gnaden. Also bereitete sich Egreeo schweren Herzens darauf vor, Winderling zu verlassen. Nur um eine Gunst bat er den Kaiser: Er möge ihm erlauben, die Reise nach Ahekris allein anzutreten, als wandernder Mönch.

Egreeo wusste, dass die Wanderung, die er im Sinn hatte, manchen Monat dauern würde und voller Gefahren war. Deshalb war er erstaunt, als Bechtol ihm seine Bitte gewährte, unter der Bedingung, er möge später einen Bericht über seine Erlebnisse abfassen. Damit wäre Egreeos Reise ein Dienst an seinem Schüler. Schließlich versprachen jene Aufzeichnungen unvergleichliche Erkenntnisse über das Reich, das Winand einmal zu regieren hätte.

Es kam, wie der Kaiser erhofft hatte. Obwohl er viele Kilometer auf Wägen und Kähnen zurücklegte, dauerte Egreeos Reise über ein halbes Jahr. Doch er traf wohlbehalten in der Hauptstadt ein; den Rucksack voller Pergamentrollen, auf denen er während der vergangenen Monate Gedanken und Beobachtungen notiert hatte. Sein Bericht, den er *Ahekrische Wanderungen* nannte, fand Verbreitung in Bibliotheken von Benorien bis zum Beskalischen Meer und wurde tatsächlich zur Lieblingslektüre des heranwachsenden Thronerben.

Egreeos Herr war zufrieden mit ihm; und er selbst war zufrieden mit seinem Los. Am Anfang vermisste er Winderling und die nebelverhangenen Hügel, die es umgaben. Bald jedoch erspürte er in den Ebenen, Wäldern und Sümpfen des Nordens eine fremde Schönheit, die seine Seele ganz eigentümlich berührte. Als hätte er eine Heimat wiedergefunden, die so lange verloren gewesen war, dass er nichts mehr von ihr wusste. Und diese unbekannte Heimat warf Licht in eine Kammer seines Herzens, die bislang dunkel geblieben war: Am kaiserlichen Hof entdeckte Egreeo seine Neigung zur Geselligkeit. Ganze Stunden verbrachte er im Gespräch mit Stallknechten und Köchen, mit Mägden und Schmieden, mit dem Kämmerer und dem Waffenmeister, ohne sich je zu langweilen. Bechtol selbst begegnete ihm mit Respekt, der sich allmählich in Freundschaft wandelte. Dasselbe galt für Annlyn, seine Gemahlin. Und Winand, der der einzige Sohn des Kaiserpaars blieb, war alles, was ein Lehrer sich wünschen konnte.

Als der Thronerbe dann mit siebzehn Jahren Manith heiratete – Tochter aus einem Fürstenhaus, das seit Generationen die Entscheide des mandurischen Adelsrats bestimmte –, war es für Bechtol eine Selbstverständlichkeit, dass Egreeo auch den Söhnen seines ersten Schülers als Lehrer und Erzieher dienen würde. Zunächst kam Gereon. Dann die Mädchen: Annlyn, Lumea und Islah, mit denen Egreeo weniger zu tun hatte (und die Ahekris, wie er mit Erleichterung dachte, nun längst schon verlassen hatten, um in den Burgen und Schlössern ihrer Männer zu residieren). Schließlich, nach fünf kinderlosen Jahren – Winand trug mittlerweile die Kaiserkrone –, wurde Kylion geboren.

Kylion.

Bereits als Säugling war er anders. Viele Krankheiten plagten ihn. Husten schüttelte seinen winzigen Körper; Fieber zehrte ihn aus. Mehr als einmal schien es, als würde Thaala das Leben beanspruchen, das Elaah doch gerade erst geschenkt hatte.

Allein Kylon starb nicht. Er wuchs zu einem stillen Kind heran, das kaum je lachte, so wie er als Säugling kaum je geweint oder geschrien hatte. Selbst in den frühen Jahren haftete ihm etwas Entrücktes an; irgendwie spürte man, dass dieser Junge wenig zu schaffen hatte mit der alltäglichen Betriebsamkeit des Kaiserhofs und den Freuden und Nöten gewöhnlicher Menschen. In seinem Blick – er hatte die großen, grünen Augen seiner Mutter – lag stets eine wehmütige Verwunderung, als könnte er nicht begreifen, was ihm mit der Geburt widerfahren war; als plagte ihn die dunkle Ahnung, dass da ein Irrtum vorlag, dass er eigentlich keinen Platz hatte auf der Welt.

Dieses Fremde und Abgekehrte sorgte dafür, dass Kylon nicht viele Freunde hatte. Manche hielten ihn für hochmütig; andere fürchteten sich schlicht vor ihm.

Egreeso hingegen liebte den jüngsten Sohn des Kaisers mit ganzem Herzen.

Und es erfüllte ihn mit Dankbarkeit zu sehen, dass die Götter dem Jungen, als wollten sie einen Ausgleich schaffen, einen Geist geschenkt hatten, der wie ein Edelstein im Licht funkelte.

So zerbrechlich Kylions Körper war, so stark war sein Verstand. Es gab keine Art von Wissen, das er nicht begehrte. Nichts langweilte oder überforderte ihn. Den Dreiweg, die Grundlagen von Grammatik, Dialektik und Rhetorik, meisterte er mühelos. Auch auf dem Vierweg von Arithmetik, Geometrie, Musiktheorie und Astronomie schritt er leichtfüßig voran. Er teilte Egreesos Leidenschaft für die Erkundung des nächtlichen Firmaments; und noch heute dachte der Gelehrte mit dankbarer Zärtlichkeit – dankbare Zärtlichkeit, trotz allem! – an die vielen Stunden zurück, die er und sein Schüler damit zugebracht hatten, selbst die entlegensten Sternbilder, etwa den Wasserträger oder die Zopfflechterin, mit Fernrohr und Himmelskarte zu bestimmen.

Winand wusste, dass sein Jüngster niemals Turniere gewinnen würde. Aber er war sich sicher, dass da ein großer Philosoph unter seinem Dach heranwuchs. Jemand von dessen Werken vielleicht noch in vielen hundert Jahren die Rede sein würde. Egreeso sah keinen Grund, dem Kaiser zu widersprechen.

Die Hingabe, mit der sich Kylon seinen Studien widmete, hatte indessen ihren Preis. Er zählte noch keine zehn Jahre, als furchtbare Kopfschmerzen ihn heimzusuchen begannen. Während die gleichaltrigen Söhne der Adligen, die am Hof lebten, sich im Schwertkampf und im Reiten übten, war er tagelang ans Bett gefesselt. Die Fenster seines Schlafgemachs mussten verhängt werden, und die Diener huschten wie Diebe durchs Dunkel, wenn sie unaufschiebbare Verrichtungen zu tätigen hatten. Nur Schwärze und Stille konnte Kylon in diesem Zustand ertragen.

Die Leiden seines Schülers bedrückten und bekümmerten Egreeso. Doch es gab nichts, was er tun konnte. Seine Kunst scheiterte ebenso an dem rätselhaften Gebrest wie jene der Hofmedizi.

Oft fehlte Kylon die Kraft, sein Lager zu verlassen, nachdem die Schmerzen abgeklungen waren. Dann setzte sich Egreeso zu dem Jungen und las ihm vor, Märchen und Sagen, stundenlang. Am liebsten hörte er Geschichten von Zauberern und Hexen; von schwarzer und

von weißer Magie; von Flüchen und Beschwörungen, Geistern, Gespenstern und jenseitigen Mächten. Diese Vorliebe wollte Egreeo nicht recht gefallen. Doch da es so wenig gab, was dem Kranken eine Freude bereitete, stellte er seine Bedenken zurück. Halbe Nachmittage verbrachte er in der Bibliothek, um seinen Vorrat an Schauergeschichten wieder aufzufrischen.

Später dann, als die Kopfschmerzen immer häufiger kamen, immer länger anhielten und immer qualvoller wurden, halfen auch die wüsten Erzählungen um Spukwesen und Dämonenwerk nichts mehr. Da wurde Kylion von einer tiefen, sanften Traurigkeit ergriffen. Oft fragte er Egreeo nach dem Tod. Er wollte wissen, was genau geschah, wenn einer in Thaalas Nacht eintrat, und was die Seelen zu tun hatten auf der Suche nach der ewigen Heimat: Galt es, Prüfungen zu bestehen? Mussten sie ihre Tugend oder Weisheit unter Beweis stellen? Und wenn man es dann schaffte, Elaahs Lichte Auen zu erreichen – wie war das? Erlebte man einen endlosen Frühling, ohne Kälte, Krankheit, Hunger, Leiden und Einsamkeit?

Natürlich hatte Egreeo keine Antwort auf diese Fragen. Er versuchte, Kylion zu erklären, dass es ein Geisterreich gab, wo die Toten im Grunde das Dasein fortsetzten, welches sie zu Lebzeiten geführt hatten. Sie übten verschiedene Handwerke aus, mussten bestimmten Regeln und Gesetzen folgen; ja, sie hatten sogar Gasthäuser, in denen sie ihresgleichen trafen. Aber auch das Geisterreich war diesseits der Pforte zu Thaalas Schattenlanden gelegen. Von dort hatte keine Kunde je die Lebenden erreicht.

Egreeo spürte, dass seine Versuche, Kylion die Grenzen allen Menschenwissens aufzuzeigen, die Traurigkeit im Herzen des Jungen noch vergrößerten. Für ihn war „Ich kann nichts darüber sagen“ gleichbedeutend mit „Es gibt nicht“. Still bei sich schien er davon überzeugt, dass die große Heilung, die Elaahs Gnade bedeutete, etwas war, das sich seine Eltern und sein Lehrer ausgedacht hatten, um ihm das Sterben zu erleichtern. Da war jetzt ein Vorwurf in Kylions Blick. Er bezichtigte die Gesunden der Lüge.

Vielleicht war das der Grund, weshalb Egreeo sich darauf einließ, etwas an seinem Schüler zu versuchen, das er verabscheute und für schlimmsten Aberglauben hielt, übler als jedes Hexenwerk; eine Form der Heilkunst, die diesen Namen nicht verdiente, die ihm vielmehr Hohn sprach, auf die manche Gelehrte am Hof aber dennoch große Stücke hielten: Blutmedizin.

Egreeo war dabei, als man die Leichen von den Galgen schnitt. Er war dabei, als aus dem Fleisch und den Knochen und dem Samen der Gehenkten – allesamt reuige Mörder – eine Salbe gekocht wurde. Und er selbst war es, der den abgezehrten Leib Kylions mit dieser Salbe einstrich. Als alles getan war, saß er noch lange bei dem schlummernden Jungen. Er fuhr ihm durch die feinen, rotblonden Haare und betrachtete sein Gesicht, das im Schlaf noch zarter aussah als im Wachen; dabei kämpfte er mit den Tränen.

Zu der Scham und der Demütigung gesellte sich alsbald die Schande. Denn die Blutmedizin tat eine Wirkung, die seiner eigenen Kunst versagt geblieben war: Kylion kam wieder zu Kräften. Zumindest soweit, dass er aufstehen und kleine Wanderungen durch die Gänge des

Palasts unternehmen oder sich für eine Weile auf einen Balkon setzen und von der Sonne bescheinen lassen konnte. Zumindest soweit, dass seine Faszination für das Unheimliche und Übernatürliche erneut erwachte.

Dieses Mal aber war etwas anders.

Kylion zeigte sich nicht länger zufrieden damit, Sagen und Märchen zu lauschen. Nun langweilten ihn die Geschichten. Er bat seinen Lehrer, ihm die Wahrheit hinter den Erzählungen zu zeigen. Egreeo sollte für ihn in die kaiserliche Bibliothek gehen und dort nach Zauberbüchern suchen.

Zunächst weigerte sich der Gelehrte. Er weigerte sich nicht nur, er wurde sogar wütend auf seinen Schüler. Eine Sache war, sich an alten Schauergeschichten zu ergötzen; eine ganz andere, im vollen Ernst die Schwarzen Künste zu üben. Nicht, dass er um Kylions Seelenheil gebangt hätte. Für Egreeo stand fest, dass diese Laune zwar dumm und verwerflich, letztendlich aber harmlos war. Zwar wusste er, dass es tatsächlich Magier gab. Er wusste aber auch, dass es Jahre und Jahrzehnte des Studiums brauchte, um die Fertigkeiten zu lernen, derer man bedurfte, um *wirkliche* Macht zu erlangen. Die nämlich kam niemals aus den Zauberkundigen selbst; sie kam von den Wesenheiten, die jene ihrem Willen unterwarfen. Das waren Geister und Gespenster. Vielleicht Kobolde und Feen. Mag sein Dämonen, wenn ein wahrhaft Ruchloser am Werk war. Aber selbst die aller kleinste Beschwörung konnte nur von einem Meister gewirkt werden.

Nein, Egreeo hegte keinerlei Sorge, dass Kylion Unglück über sich oder andere bringen würde, wenn er ein wenig in Grimoires blätterte. Doch es empörte ihn, dass sich ein leuchtend-klarer Geist, dem die Gesetze der Logik bislang das größte Abenteuer gewesen waren, derart vergeudete. An etwas, das entweder der reine Mummenschanz oder aber ein schändlicher Verstoß gegen die Götterordnung war.

Doch anstatt seine neu erwachten Kräfte nun auf eine Arbeit zu richten, die der Mühe wert war, welkte Kylion wieder dahin. Schlimmer noch: die Gesundheit des Jungen brach jetzt völlig zusammen, als hätte ihn nur die Hoffnung darauf, einmal ein Zauberer zu werden, am Leben erhalten. Schon wurde eine Thaala-Geweihte gerufen, um Kylions weltmüde Seele auf ihre Reise vorzubereiten. Egreeo jedoch war keineswegs bereit, den geliebten Prinzen aufzugeben. Seine Hartherzigkeit gegenüber dem, was ihm jetzt kindliche Neugier zu sein schien, reute ihn bitterlich. Und er eilte in die Bibliothek, um Bücher zu suchen, die vielleicht einen Funken Freude – und damit Lebenswillen – in Kylion entzünden könnten.

Zu seinem Erstaunen wurde er schnell fündig.

Denn als Elgart sich anschickte, mit Feuer und Schwert die Ketzerei in seinem neugeschaffenen Reich auszumerzen, hatte er offenbar angeordnet, das verbotene Wissen Eberas zu sammeln – wahrscheinlich in der Erwartung, den Feind umso besser vernichten zu können, wenn er ihn erforscht hätte. Es gab also innerhalb der kaiserlichen Bibliothek eine zweite, verborgene Bibliothek, von deren Existenz Egreeo bislang nichts gewusst hatte. Als er dem Seneschall jedoch von seiner Not erzählte und bekannte, dass er hoffte, Kylions Leben

zu retten, wenn er ihm Zauberbücher brachte, öffnete sich die Tür zu jener Schatzkammer des Geheimen und Geächteten.

Egreeo hatte keine Zeit, sich lange in der verborgenen Bibliothek aufzuhalten. Er hegte auch nicht den geringsten Wunsch dazu. Ein erster Blick bestätigte ihm seine Erwartungen. Was es hier zu finden gab, waren vor allem Kritzeleien auf schlechtem Pergament. Die Verfasser der Schriften waren vermutlich kleine Händler oder Handwerker gewesen. Sie vermischten die Weisheit von Kräuterfrauen mit landläufigem Aberglauben und einem bemitleidenswerten Halbwissen. Und ihre Absicht war mitnichten, sich in Skargats Dienste zu stellen oder das schwarze Licht zu verherrlichen. Nein, die angeblichen Ketzer und Nekromanten hatten Weltlicheres im Sinne: Sie suchten zu ergründen, wie man Stein in Gold umwandelt oder gaben Anleitung zum richtigen Gebrauch einer Wünschelrute. Und das Einzige, was sie beschwören wollten, waren hilfreiche Gnome, die Brot backten, Wäsche wuschen oder Reparaturen an Haus und Hof durchführten.

Neben derlei Albernheiten gab es aber doch einige Grimoires, die den Namen verdienten: schwere Bücher, gebunden in dunkles, mit rätselhaften Zeichen versehenes Leder. Selbst Egreeo konnte nicht alles lesen, was in diesen Büchern geschrieben stand. Wenn er sie aufschlug, fiel sein Auge auf arkane Symbole, die er nicht zu entschlüsseln vermochte, okkulte Sprüche, deren Sinn ihm verborgen blieb. Ja, etwas an den Grimoires war fremd und machtvoll. Egreeo begriff, dass er es hier wahrhaftig mit Zauberbüchern zu tun hatte. Und ein Gefühl von Unbehagen durchdrang ihn, als er die Werke auswählte, die er seinem Schüler bringen wollte.

All das war jetzt sieben oder acht Jahre her. Wenn Egreeo zurückblickte, dann war ihm, als hätte er jene Zeit wie ein Schlafwandler durchschritten. Oder wie jemand, der von einer seltsamen Krankheit befallen ist, die den Geist betäubt und die Sinne benebelt. Wie oft hatte er sich gesagt, dass es so nicht weiterging; dass er etwas tun, dass er jetzt endlich handeln müsse. Das Unbehagen, das sein Herz ergriffen hatte, wurde zu brennender Sorge; die Sorge zu Angst, die Angst zu Grauen. Die Angst drohte ihn zu ersticken. Schwer wie ein Felsblock legte sich das Grauen auf seine Seele.

Und doch erhob sich Egreeo jeden Tag von seinem Lager und lebte sein Leben, aß und trank, las und schrieb, plauderte und lehrte und lachte. Obwohl sein Leben – so wie das Leben aller, denen Ahekris Heimat war – längst schon von einer brüllenden, tosenden Schwärze zermalmt worden war; einer brüllenden, tosenden Schwärze, die mucksmäuschenstill ihr Zerstörungswerk vollzog.

Bis heute wusste er nicht, wann und wie es begonnen hatte.

Kylion freute sich sehr, als er ihm die Grimoires brachte. Und tatsächlich überlebte er. Zwar plagten ihn weiterhin die Kopfschmerzen; zwar musste er noch immer viele Stunden in einer künstlichen Nacht verbringen. Aber er überlebte.

War es das? Sollte sich Egreeo wünschen, dass sein Schüler gestorben wäre? Oder war Kylion selbst nur ein zufälliges Gefäß, und an seiner Statt hätte sich das Böse – ja, das Böse;

allein, was hieß das? Woher kam dieses Böse? Was wollte es? Konnte es das überhaupt: wollen, verlangen? – ebenso gut jemand anderen suchen können.

Irgendwann fing Kylion an, sich selbst zu verletzen. Mit einem Messer zog er blutige Striemen über seinen hageren Körper: die Arme, die Beine, später Brust und Bauch. Egreeo, der jeden Tag bei dem Prinzen saß, bemerkte, was da vor sich ging. Wie hätte es anders sein können? Aber er sagte niemandem etwas. Auch den Hofmedizi, die nach Kylion sahen, konnten die blutigen Laken, die Wunden und Narben nicht verborgen bleiben. Warum schwiegen sie? Und was war mit Winand und Manith? Was mit Gereon? Was mit Annlyn, Lumea und Islah? Waren sie mit Blindheit geschlagen? Wollten sie nicht sehen, dass etwas Entsetzliches von ihrem Bruder Besitz ergriffen hatte? Denn es blieb ja nicht bei den Schnitten. Egreeo hatte keine Ahnung, woher ein ewig-kränkender Junge die Kraft nahm, seine Haut mit Kerzenfeuer zu versengen, bis sie von eiternden Brandblasen überzogen wurde. Doch Kylion tat genau das.

Sein geliebter Schüler war besessen davon, sich selbst in eine Ruine aus Fleisch und Blut zu verwandeln.

Sie alle wussten es – die Gelehrten und Diener, die Eltern und Geschwister.

Sie alle wussten es. Aber sie lebten, als wüssten sie nichts. Niemand verlor ein Wort darüber, was sich in der Stille und Einsamkeit des Krankenzimmers ereignete. Niemand stellte Kylion zur Rede. Niemand versuchte, die Antriebe hinter seinem Handeln zu entschlüsseln. Niemand hinderte ihn daran, sich mit Stahl und Flamme zu martern.

Das galt auch für Egreeo selbst. Er kam nicht einmal auf den Gedanken, Kylion die Grimoires wegzunehmen. Wobei er sich heute fragte, ob das etwas geändert hätte. Denn er konnte nicht glauben, dass es auf der Welt einen Zauberspruch oder eine Beschwörung gab, die die Macht hatte, jene Verwandlung zu bewirken, die sich dann vollzog.

Sie betraf nicht länger nur seinen Schüler.

Als wäre Kylions Krankenzimmer eine schwärende Verletzung im Leib des Hofes, der Stadt, breitete sich von dort eine Fäulnis aus, ein seelischer Wundbrand, der langsam um sich griff, bis er ganz Ahekris zersetzte.

Es begann mit Kleinigkeiten. Die Menschen im Palast wurden ein wenig unfreundlicher und unglücklicher. Egreeo sah jetzt öfters, wie Kammerdiener oder Zofen ihre Untergebenen schlugen, ohne dass ihm der Grund für diese Behandlung ersichtlich war. Immer häufiger geschah es auch, dass Männer und Frauen, ganz gleich, ob sie hohe oder niedere Ämter innehatten, plötzlich in Tränen ausbrachen. Sie wurden von Schluchzen geschüttelt, waren die Untröstlichkeit selbst. Fragte man sie aber, was ihnen solchen Kummer bereitet hatte, wussten sie keine Antwort.

Egreeo begriff zum ersten Mal – begriff es und begriff es doch auch nicht –, dass etwas in einem tiefen, existentiellen Sinn nicht stimmte, als er an einem schönen Sommertag die Leiche fand. Der Bedienstete lag mitten im Palast; in einem Gang, den Egreeo benutzte, wenn er einen etwas abgelegenen Kräutergarten aufsuchen wollte. Ihm war der Schädel

eingeschlagen worden. Ein breiter Sonnenstrahl fiel schräg über ihn und ließ die Blutlache, die sich unter ihm ausgebreitet hatte, matt erglänzen. Noch heute wusste Egreoo, was er damals gedacht hatte: *Irgendjemand wird sich schon darum kümmern*. Das war sein Gedanke gewesen; dann war er weitergegangen.

Als er den Gang etwa eine Woche später wieder betrat, lag der Tote immer noch da. Fliegen umschwirrten ihn. Verwesungsdünste hingen in der Luft. Sein Fleisch war gebläht und begann, sich zu schwärzen. Längst war das Blut unter ihm getrocknet; jetzt umgab stinkender Schleim den Leichnam. Egreoo würgte. Er musste den Ärmel gegen Mund und Nase drücken, um atmen zu können. Aber alles, was ihm durch den Kopf ging, war: *Das ist ja merkwürdig*. Bald war es nicht mehr so merkwürdig. Da fand man öfters Tote in den Gängen des Palastes. Sie verrotteten dort, bis nur noch Skelette übrigblieben.

Im folgenden Jahr – oder vielleicht auch im Jahr darauf –, als der Sommer zurückgekehrt war, spazierte Egreoo eines Nachmittags durch den riesigen Markt, der nahe dem Hafen gelegen war. Der Markt hatte Holzwände und ein Holzdach, das von Holzpfailern getragen wurde. Er brannte manchmal ab, wurde aber stets wieder aufgebaut. Er war Egreoo's Lieblingsort in Ahekris. Fischer, die den Zentir befuhren, boten ihre Waren hier ebenso feil wie Seeleute, die vom Beskalischen Meer herkamen. Auch die Bauern aus dem Umland der Stadt errichteten ihre Stände in den Markthallen, um Obst und Gemüse, Getreide und Fleisch zu verkaufen. Egreoo liebte es, durch den Markt zu spazieren; er freute sich an dem Stimmengewirr, dem aufregenden Durcheinander der Düfte, der Buntheit der Menschen. Manchmal kostete er eine Süßspeise, jetzt im Sommer etwa gezuckerte Dickmilch mit Beeren oder Teigrollen, aus denen geschmolzene Butter und Honig troffen. Manchmal trank er einen Schluck Wein oder eine Tasse Tee und ließ sich von den Händlern mit Gerüchten und Geschichten aus aller Welt versorgen.

Er genehmigte sich gerade ein Gläschen von einem süßen, grüngoldenen Wein, der in der Gegend von Syrathanis gekeltert wurde und den er zum ersten Mal kostete, als es geschah. Ein Mann zückte ein Messer und rammte es dem Nächststehenden in den Bauch. Egreoo drehte sich um, den Pokal in Händen, den Geschmack des Weines auf der Zunge. Er war nicht der Einzige, der die Szene betrachtete. Doch die meisten Marktbesucher setzten ihre Erledigungen fort, als wäre nichts passiert. Die Klinge bohrte sich erneut in den Leib des Verwundeten, der verzweifelt um Hilfe schrie. *Man müsste etwas unternehmen*, dachte Egreoo. Und trank noch einen Schluck – der Wein hieß *Tramánt* und schmeckte mit jedem Augenblick besser –, während der Unglückliche rückwärts in einen Stand krachte und inmitten von buntbemalten Tonkrügen und -bechern zu Boden fiel.

Jetzt endlich griffen zwei Männer ein. Der eine trat dem Verwundeten gegen den Kopf, wieder und wieder; der andere beugte sich nieder und riss ihm die Eingeweide aus der Wunde.

Egreoo wandte sich ab und bezahlte seinen Wein. Er kaufte noch eine Flasche, denn er gedachte, dem Mundschenk seine Entdeckung ans Herz zu legen. Seines Wissens zählte der

Tramánt nämlich nicht zu den Tropfen, die am Hof vorrätig waren, und er konnte sich vorstellen, dass auch Winand seine Freude an dem süßen Rebensaft hätte.

Im Herbst dann sah er, wie eine Magd zuschanden wurde. Er hatte den Tag über am Rand der Liliensümpfe verbracht und Schwärme von Zugvögeln bei ihrem wundersamen Himmelstanz beobachtet: Sie umkreisten einander in großen Wirbeln, schlossen sich zusammen, flatterten wieder auseinander, schlossen sich erneut zusammen, traten dann endlich ihre Reise an. Sein Kopf war so voll der herrlichen Bilder, dass er zunächst nicht fassen konnte, was vor sich ging, als die Magd zu Boden gezerrt wurde. Sie trug einen Korb voller Einkäufe und befand sich wohl auf dem Heimweg. Diejenigen, die sie überfielen, waren ein Mann und eine Frau. Sie zerrissen ihre Kleider, kratzten und quetschten ihre Brüste, schlugen wild auf ihren Schoß ein, bis sich der Mann schließlich auf sie stürzte. Was Egreoo am meisten verblüffte, war, dass das alles ganz still vonstatten ging. Weder die Täter noch ihr Opfer gaben ein Geräusch von sich.

Auch diesmal kümmerten sich die Leute nicht groß um den Vorfall. Sie gingen ihrer Wege, hielten ein Schwätzchen oder genossen die Abendsonne, einen Bierkrug in der Hand. Egreoo fürchte die Brauen, rieb sich die Stirn und dachte: *Das ist nicht richtig, hier stimmt etwas nicht.*

Doch es dauerte bis zum nächsten Frühling, ehe er verstand, was in Wahrheit aus Ahekris geworden war. Wieder einmal befand er sich auf dem Weg zur Markthalle. Es war um die Mittagszeit. Er hatte bereits einige Stunden damit zugebracht, einem aufgeweckten Fürstensohn die iskrischen Vergangenheitsformen beizubringen, und war guter Dinge. Doch dann sah er die Kinder. Sie waren auf einem Platz zusammengekommen, den kornblumenblaue Hütten umstanden. Hier gab es eine Wiese, ein paar Bäume, einen schlichten Steinbrunnen und Holzbänke. Egreoo mochte den Ort; auch die Kinder mochten den Ort. Er hatte sie oft schon hier spielen sehen. Heute spielten sie mit Nägeln und Eisenstangen und einem Jungen, der noch kleiner war als sie selbst.

Egreoo drehte sich um, taumelte zur nächsten Hauswand und erbrach sich. Eine Frau, die ein paar Schritte von ihm entfernt Teppiche klopfte, warf ihm einen fragenden Blick zu. Vielleicht sprach sie auch zu ihm. Aber er konnte sie nicht hören. Er war sich sicher, dass er niemals wieder etwas anderes hören würde, als das *Nein!*, das seinen Kopf zersprengte.

An diesem Tag verstand Egreoo, dass er in der Hölle lebte. Ihm war, als hörte er jetzt erst die Schreie, die durch die Gänge des Palasts und die Straßen der Stadt gellten. Ihm war, als sähe er jetzt erst die verstümmelten Leichen, die die Wege der Lebenden säumten, unbegraben, unbetruert. Ihm war, als bemerkte er jetzt erst all die Weinenden, Wimmernden und Brabbelnden, die wie verlorene Seelen zwischen den bunten Holzhäusern herumirrten oder in den Teichen standen, halbnackt, bis zur Hüfte im Wasser versunken, und sich die Gesichter zerschnitten.

Ja, Ahekris war die Hölle. Und das Schlimmste war, dass die Menschen ihren Geschäften nachgingen, den alltäglichen Freuden frönten und über die alltäglichen Sorgen klagten, als ob

der blutigrelle Wahnsinn, der ihre Stadt zugrunderichtete, nichts Beunruhigenderes oder Ungewöhnlicheres wäre als ein Schnupfen.

Das war das Böse.

Mit einer schneidenden, unbarmherzigen Klarheit sah Egreoo, dass das Böse nach Ahekris gekommen war.

Er sah, verstand, begriff es. Und wartete darauf, dass sich die Dinge zum Besseren wandten.

Dann wurde Kaiser Winand von einer Krankheit ergriffen, die ihn bei lebendigem Leib verfaulen ließ. Anfangs versuchten die Medizi, ihn zu heilen. Nach einer Weile gaben sie auf und beschlossen, den ahekrischen Regenten in seine Gemächer zu sperren.

Dann beging Kaiserin Manith Selbstmord. Sie stürzte sich aus einem Turmfenster. Ihr Leichnam blieb liegen, wo er auf das Pflaster des Innenhofs geschlagen war. Irgendwann begannen Blumen aus dem verfaulenden Fleisch zu sprießen.

Dann ergriff Gereon die Flucht. Es war unbegreiflich, woher dieser vergnügte, etwas einfältige Lebemann die Kraft genommen hatte, Ahekris zu verlassen. Wie hatte er es geschafft, sich zu widersetzen? Welcher Gott war bei ihm gewesen? Egreoo wusste nicht, ob er es empörend oder ermutigend finden sollte, dass ausgerechnet Gereon vermocht hatte, sich dem Bann zu entziehen, der über der Hauptstadt lag. Er, der niemals auch nur das geringste Verständnis dafür aufgebracht hatte, was es bedeutete, die Kaiserkrone zu erben.

Aber das spielte jetzt sowieso keine Rolle mehr. Denn nun waren sie tot oder gebrochen oder verwandelt: all die Männer und Frauen, die Egreoo ein Menschenalter lang auf seinen Wegen begleitet hatten. Alle, denen er Lehrer oder Freund gewesen war, mit denen er gestritten und geplaudert, Freude und Ärger geteilt hatte. Alle, die er auf seinen Spaziergängen zerstreut begrüßt hatte, nur um ihre Gesichter gleich darauf wieder zu vergessen. Alle, die eine heimliche Sehnsucht oder gereizten Unwillen in seinem Herzen erweckt hatten.

Egreoo's Leben gab es nicht mehr. Ebenso wenig, wie es seine Stadt noch gab.

Und nun war seine Zeit gekommen.

Er fragte sich, warum Kylion so lange gezögert hatte, ihn zu rufen. Er saß ja bereits seit über einem Monat auf dem Thron. Da sein Vater und sein älterer Bruder gewissermaßen ausfielen, entsprach es der Ordnung der Dinge, dass er die Krone trug. Auch wenn Egreoo nicht glaubte, dass jemals zuvor ein Kaiser ganz ohne Zeremoniell und Feierlichkeit seine Herrschaft angetreten hatte. Das freilich war den Umständen geschuldet... den Umständen...

Jedenfalls hatte Kylion bis jetzt gewartet, um nach ihm zu schicken. Das kränkte Egreoo ein wenig. Andererseits hatte auch er seit über einem Jahr nicht mehr das Krankenzimmer seines ehemaligen Schülers aufgesucht. Ja, so lange hatte er kein Wort mit Kylion gewechselt. Im Moment fielt es ihm schwer, sich daran zu erinnern, warum er die Besuche eingestellt hatte. Aber möglicherweise war dies der Grund, weshalb Egreoo erst am vorangegangenen Abend in den Thronsaal bestellt worden war. Möglicherweise war Kylion enttäuscht oder verärgert. Doch was immer der zarte, gebrechliche Junge, der nun die Geschicke des ahekrischen

Reiches bestimmte, von ihm wollte – das Leben, wie Egreeo es gekannt hatte, wäre unwiderruflich vorbei, wenn er dem Ruf folgte.

Dessen war er sich sicher.

Die Sonne hatte bereits ein Stück Himmel erklommen; gerade nahm die Sägemühle ihre Arbeit auf. Schon hallte das Krachen von Holz durch die klare, stille Morgenluft, und Egreeo wusste, dass er sich fertigzumachen hatte. Er wandte sich vom Fenster ab und ging mit schweren Schritten zu seinem Ankleidezimmer.

Am ahekrischen Hof war es Brauch, dass die Inhaber der Hohen Ämter, der Kämmerer, der Marschall, der Seneschall, der Mundschenk, der Brotmeister, der oberste Kapellan und der kaiserliche Lehrer, um die dritte Morgenstunde zu Beratungen mit ihrem Herrn zusammenkamen. Zur selben Stunde begann das tägliche Sägen. In Ahekris, wo – abgesehen vom Kaiserpalast und den Häusern der Adligen, die hinter seinen Mauern lebten – alles aus Holz war, gab es nichts Wichtigeres als diese Arbeit. Egreeo wusste noch, dass er anfangs geglaubt hatte, er werde sich niemals an den Lärm der Mühle gewöhnen. Denn das Sirren und Surren der Sägeblätter war, wenn der Wind ungünstig stand, bis in die hintersten Winkel der Stadt zu hören.

Das zweite Geräusch, das ihn, da war er sich sicher gewesen, über kurz oder lang in den Wahnsinn treiben würde, war das Quaken der Frösche. Wenn die unzähligen Kaulquappen, die jedes Frühjahr in den ahekrischen Teichen und Tümpeln schwammen, herangewachsen waren, hallte Nacht für Nacht ein kaum fasslicher Lärm durch die Stadt. Im Verbund mit der drückend-schwülen Luft, die vom Sumpf herüberwehte, und der Heerschar von Stechmücken, die Ahekris in der warmen Jahreszeit heimsuchten, machte die Krötenmusik jeglichen Schlummer unmöglich. Zumindest war das Egreeos Befürchtung gewesen; und tatsächlich hatte er während seines ersten Sommers in der Kaiserstadt – den Göttern sei's geklagt! – ständig mit der Übermüdung zu kämpfen gehabt.

Umso verwunderter war er gewesen, als er ein, zwei Jahre später feststellte, dass er die Sägemühle und die Frösche gar nicht mehr richtig hörte. Was er für einen unerträglichen Radau gehalten hatte, war nurnmehr ein Summen und Rauschen am Rande seiner Wahrnehmung; kaum störender als das Pfeifen, das beim Atmen manchmal in seiner Nase entstand.

Egreeo hatte lange den Wunsch gehegt, die Beobachtungen, die er an sich selbst gemacht hatte, zum Anlass für eine Studie zu nehmen. Vielleicht ließe sich an den ahekrischen Fröschen und Sägen zeigen, dass die äußere und innere Welt unter gewissen Umständen gleichsam ineinanderflossen – dass sie dann eine harmonische Einheit bildeten, die das, was sonst störend und vielleicht sogar bedrohlich gewesen wäre, in sich einfügte.

An diese Studie, die nun freilich ungeschrieben bleiben würde, dachte Egreeo, während er sein Ankleidezimmer betrat. Er kniff die Augen zusammen, um sich im Halbdunkel zu orientieren. Dann nahm er seine Robe. Sie war von einem dunklen Blau. Mit Goldfäden waren die altmandurischen Wörter für *Wahrheit* und *Weisheit* sowie der Elaah-Kreis und der Ahekrische Stern in den Stoff gestickt. Die Robe war das Zeichen seiner Amtswürde als

kaiserlicher Lehrer – ein schönes Stück. Aber mit seinen gichtgekrümmten Gliedern musste sich Egreeo sehr plagen, bis er sie über den Kopf gezogen hatte. Die Mütze mit den zwei Zipfeln, auch sie dunkelblau und goldbestickt, war da schon leichter handhabbar.

Dennoch fragte er sich, wo sein Kammerdiener stecken mochte. Schließlich war er ein alter Mann und hatte sich in seinem Leben wahrlich das Recht darauf erworben, Hilfe beim Ankleiden zu bekommen! Aber wo war dieser Diener? Und wie war gleich sein Name? Egreeo hatte ihn seit Tagen nicht gesehen...

Da fiel ihm auf, dass jetzt auch in seinen Gemächern verwesende Leichen lagen. Es waren zwei an der Zahl. Man konnte sie leicht übersehen in dem Durcheinander von zerrissenen Schriftrollen, zerfledderten Büchern, zertrümmerten Tischen und Stühlen. Er erinnerte sich, dass kürzlich eine dickliche, nicht mehr ganz junge Frau zu ihm gekommen war. Sie hatte geweint und ihn um Hilfe angefleht. Was dann geschehen war, vermochte er nicht zu sagen... Hatte sie ihm das Essen gebracht? Das Stück Fleisch, das jetzt mit einer gräulichen Fettschicht überzogen war? Und was war mit dem Becher Apfelwein, in dem Schimmel schwamm?

Egreeo war wohl bekannt, dass den Menschen, wenn sie in den Herbst ihres Lebens eintraten, die ferne Vergangenheit wieder nah wurde, das Gestern hingegen in Dunst und Nebel verging. Dennoch verwirrte es ihn, wie undeutlich die Geschehnisse der letzten Wochen waren.

Es war doch hoffentlich nicht so, dass sein Verstand mürbe wurde?

Nachdenklich kratzte er seinen Backenbart. Doch da war kein Bart, sondern etwas Feuchtes und Klebriges. Er nahm seine Hand weg und sah, dass sie blutig war.

„Bei Elaahs Gnade...“, murmelte Egreeo und wandte sich dem Spiegel zu.

Einige Sekunden lang betrachtete er sein Bild in dem staubigen, verfleckten Glas.

Dann musste er lachen.

Eigentlich war es gar nicht komisch, was er sah. Aber irgendwie erheiterte es ihn dennoch.

Jemand hatte die Haut von seiner rechten Gesichtshälfte geschabt, bis auf den blutigen Knochen, hatte ihm das Auge ausgestochen und eine Goldmünze in die Höhle gedrückt – und er hatte es nicht einmal gemerkt.